

HEYNE <

ANDREJ DJAKOW

**DIE REISE
INS LICHT**

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen
von Olaf Terpitz

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe
К сберу
Deutsche Übersetzung von Olaf Terpitz

Deutsche Erstausgabe 6/2011
Redaktion: David Drevs
Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:
David Drevs
Copyright © 2010 by Dmitry Glukhovsky
Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe und Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN: 978-3-641-07905-5

DMITRY GLUKHOVSKY

DAS METRO 2033- UNIVERSUM

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisier-

ten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutungen an über den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu beschreiben? Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits zwölf Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst unter anderem so unterschiedliche Städte und Regionen wie Moskau, St. Petersburg, Kiew, aber auch Nowosibirsk und den Hohen Norden.

Für die Übersetzung ins Deutsche haben wir als ersten Roman »Die Reise ins Licht« von Andrej Djakow ausgewählt. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen erschließt dieses Buch einen neuen Schauplatz unseres »Universums«, nämlich St. Petersburg. Zum anderen gehört Djakows Roman, wie eine Umfrage auf www.metro2033.ru ergab, eindeutig zu den besten und beliebtesten in unserer Reihe.

In den kommenden Monaten wird sich, wenn alles gut läuft, unser Universum auch international ausdehnen. Ein englischer und ein italienischer Autor arbeiten bereits an ihren Versionen der Metrowelt, und auch Kollegen aus anderen Ländern stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu betreten. Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitragen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie ab heute unser Experiment auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?



ANDREJ DJAKOW

**DIE REISE INS
LICHT**

INHALT

ERSTER TEIL: Erwachsen wider Willen

1	Die Abmachung	15
2	Jagdunterricht	31
3	Zoo auf Rädern	55
4	Das Quartier	72
5	Die erste Etappe	90
6	Der Symbiont	107

ZWEITER TEIL: Verluste

7	Der Dschungel	125
8	»Raskat«	143
9	Sieben warten nicht auf einen	160
10	Die Überfahrt	179
11	Der Rubikon	197
12	Die Arche	216
13	Die Nekropolis	234

14	Das Reich der Finsternis	251
15	Eine Mehrheitsentscheidung	271

DRITTER TEIL: Offenbarungen

16	Die Reise ins Licht	287
17	Die Stimme aus der Vergangenheit	300
18	Die Beichte	311
19	Die Jagd	331
20	Jenseits des Lichts	348
	Epilog	369
	Anmerkungen	373



ERSTER TEIL

**ERWACHSEN
WIDER WILLEN**

1

DIE ABMACHUNG

Der schwarze Schatten durchkreuzte pfeilschnell den düsteren Wolkenhimmel. Majestätisch die Luft mit seinen drei Meter weiten Hautflügeln zerteilend, schwang sich der Pterodon über die Ruinen des Autobahnringes. Von Zeit zu Zeit jagte ein Schauer durch seinen sehnigen Körper – offenbar war es Zeit für sein Morgenmahl. Unruhig drehte sich sein unförmiger Kopf hin und her, auf der Suche nach Lebenszeichen am Boden. Plötzlich schoss das Reptil mit einer Bö des kalten Herbstwinds auf das ausgetrocknete Flussbett der Newa herab. Unter ihm rasten Auto-gerippe, Müllberge, rostige Bewehrungsgitter und ausgehöhlte Pfeiler längst eingestürzter Brücken vorbei – ein von Menschenhand erschaffener Dschungel aus Stahlbeton, das Erbe der einstigen »Herren des Lebens«.

Ein paar Flügelschläge weiter blitzten unten die Gleise der Eisenbahn auf, die da und dort aus dem graubraunen Moos herauslugten. Über dem Rangierbahnhof zog der Raubvogel für gewöhnlich einige Runden in der Hoffnung, eine zweibeinige Beute auszumachen. Früher waren diese merkwürdigen Kreaturen häufig dort aufgetaucht, um in der hartgefrorenen Erde zu wühlen. Nun aber erin-

nerten an ihre Besuche nur noch die verkrüppelten Gleise sowie – quer dazu – gleichmäßige rechteckige Vertiefungen: Die Schwellen waren längst fortgeschleppt worden.

Nachdem der Pterodon einen letzten Blick auf die Reihen verrosteter Waggons geworfen hatte, zog er weiter, hoch über den Ruinen des Prospekt Slawy. Wie die Wände eines Canyons wiesen die halbzerstörten Häuser dem Räuber den Weg. Trotz der starken Windstöße bewegte er sich sicher auf seiner gewohnten Route. Plötzlich beschleunigte er und stürzte auf den geborstenen Asphalt herab: Weiter vorn tauchte die Straße unter dem Nowo-Wolkowski Most hindurch. Dichte, klebrige Fäden eines gigantischen Netzes, gewoben von einem unbekanntem Raubtier, verschnürten den rechteckigen Bogen der Brücke. Wie zum Hohn beschleunigte der Pterodon noch mehr, legte die Flügel an und durchbrach laut kreischend und mit enormer Geschwindigkeit das Hindernis. Schon flatterten die zerfetzten Ränder des entstandenen Lochs im starken Wind, und aus den Tiefen des Netzes starrten elf boshafte Augen dem entweichenden Flugsaurier nach. Der Morgen brach an in dieser irrsinnigen neuen Welt, ein neuer Tag eines irrsinnigen neuen Lebens ...

Unterdessen hatte die Bestie den Moskauer Platz erreicht und setzte zum Sturzflug auf die riesige Statue an. Sanft landete sie auf der ausgestreckten Hand des »Führers des Weltproletariats«, fand nach einigem Hin- und Hertrippeln die bequemste Position und verharrte schließlich in regloser Erwartung. Aufmerksam beobachtete sie den Ausgang der »Höhle« – jene eingestürzte Unterführung, die zur Station *Moskowskaja* führte. Genau an dieser

Stelle hatte die Flugechse schon mehrmals Zweibeiner gesichtet, die aus der Erde aufgetaucht waren. Erst vor kurzem war es ihr sogar gelungen, sich an einem von ihnen gütlich zu tun, und nun wollte sie ihr Glück noch einmal versuchen. Die Erinnerung an den Geruch des süßen warmen Fleisches ließ den Körper des Reptils erneut erschauern.

Im nächsten Moment ertönte ein ohrenbetäubender Knall. Das ungewohnte Geräusch rollte über den Platz und brach sich an den zerklüfteten Häuserwänden. Die Bestie jedoch hörte das nicht mehr – der Kopf des Pterodons war in kleine Teile zerborsten, und aus dem krampfhaft gereckten Hals ergoss sich ein dicker Blutstrahl über die mit Raureif überzogenen Granitplatten des Sockels.

In einem Fenster der siebten Etage des Stalinbaus auf der anderen Seite des Platzes konnte man flüchtig die Silhouette eines hochgewachsenen Mannes mit Gasmaske und unförmigem C-Waffen-Anzug erkennen. Geschäftig zerlegte er ein Gewehr mit optischem Visier und gewaltigem Mündungsstück. Ein paar Minuten später trat der Mann aus dem Haupteingang, blickte sich nach allen Seiten um und überquerte langsam den Platz, vorbei an riesigen Müllhalden. Der Kadaver des Pterodons lag als unförmiger Haufen am Fuße des Denkmals. Aus dem Halfter seines Gürtels zog der Jäger ein Beil von furchterregender Größe und hackte vom Flügel des Mutanten mit einem gezielten Schlag eine Knochenspitze ab. Nachdem er die Trophäe in einer Tasche seiner Militärweste verstaut hatte, nahm der Mann seine Kalaschnikow von der Schulter und verharrte abwartend.

Aus der Unterführung tauchte bereits eine Gruppe von Menschen auf, die in graue Lumpen gehüllt waren und Haken sowie Schlitten dabei hatten. Der Stalker beobachtete, wie seine Stammesgenossen geschwind den massiven Kadaver des Monsters in das Vestibül der Station schleiften. Dann musterte er ein letztes Mal die Umgebung mit scharfem Blick und stieg unter die Erde hinab. Die spärlichen Sonnenstrahlen, die durch einen Riss in der düsteren Wolkendecke drangen, beleuchteten zaghaft die Ruinen des Moskowski-Prospekts. Über Piter brach ein neuer Morgen an ...

»Was ist, Waisenjunge. Kommst du nicht mit, die Stalker zu begrüßen?«

Das schmale Bürschchen von etwa zwölf Jahren mit dem ungleichmäßigen Igelschnitt schaute den davonlaufenden Jungs nach. Dann stürzte auch er los, als wäre er gerade zu sich gekommen, und rannte ihnen hinterher. Nein, er war nicht beleidigt. Eine Waise war jemand, der keine Eltern hatte. Aber er hatte ja Eltern. Und was für welche! Nur, dass die jetzt im Paradies waren. Früher hatte ihm Papa oft vorm Einschlafen vom Paradies erzählt. Dort gab es frische Luft, viel Grün und sauberes Wasser, und der Himmel war blau. Oft hatte sich Gleb seine Heimatstation, die *Moskowskaja*, vorgestellt, voller Kartoffelstauden und Wasserkübel, und statt kohlschwarzem Ruß war an der Decke ganz, ganz viel himmelblaue Farbe.

Bei den anderen Kindern angekommen, zwängte Gleb sich durch die Menge nach vorn und blieb neben Hinkebein Nata stehen, dem Nachbarmädchen vom dritten Zelt.

»Schau, Gleb, sie kommen!« Das Mädchen stützte sich in alter Gewohnheit auf die fürsorglich dargebotene Schulter ihres Spielgefährten und entspannte ihr verkümmertes Bein.

Da vorn passierte etwas furchtbar Faszinierendes und zugleich Unheimliches. Aus der grob zusammengeschnittenen Blechbox, die die Funktion einer Schleusenkammer erfüllte, stießen kleine Dampfstrahlen hervor. Für dieses Schauspiel gab es einen schönen geheimnisvollen Namen: »Desinfektion«. Schließlich öffnete sich die Tür mit einem unangenehmen Rasseln. Onkel Saweli kam herein, schob den Desinfektionsschlauch zurück und trat zur Seite. In der Türöffnung erschien die massige Gestalt eines Stalkers. Riesige Stiefel, ein Patronengürtel von imponierender Größe, der sich über den ganzen Oberkörper zog, und ebenso riesige Hände. Im Schatten der Kapuze war das Gesicht praktisch nicht zu erkennen ...

Gleb betrachtete den Unbekannten neugierig von oben bis unten. Als dieser seine Kapuze abnahm, ging ein Raunen durch die Reihen der Halbwüchsigen. Der Gast war keineswegs ein Scheusal, sein grobes, stoppelbärtiges Gesicht hatte keine Narben, aber im Blick des Stalkers lag etwas kaum Fassbares, das in den Umstehenden Unbehagen auslöste. So ähnlich wie das Gefühl, wenn man im Dunkeln nach einer ausgeschalteten Lampe tastet und plötzlich etwas Glitschiges spürt, das sich bewegt und im nächsten Augenblick nach deiner ausgestreckten Hand schnappen wird. Von diesem Stalker ging eine unbeugsame Kraft aus. Und doch lag in seinem schweren Gang etwas Schicksalsergebendes. Wie die Schritte eines Greises, der des Lebens müde war.

Die Menge trat zur Seite und ließ die Ankömmlinge durch. Als der Stalker an Gleb vorbeiging, durchfuhr diesen ein Schauer. Es gruselte ihn, und zugleich empfand er eine unheimliche Faszination. Gleb drängte sich seitlich an den auf dem Bahnsteig herumlungierenden Gaffern vorbei und suchte sich einen Platz in der Nähe der zentralen Feuerstelle, um das ganze Gespräch mitzubekommen.

»Sei begrüßt, Taran. Komm her und setz dich ans Feuer.« Ein grauhaariger, energischer Greis machte sich an einem kleinen Kessel zu schaffen und füllte eine großzügige Portion Suppe in einen Napf. »Das Süppchen ist heute vorzüglich! Hier, guter Mann, koste. Was immer du wünschst ...«

Der finstere Mann legte das eingehüllte Gewehr neben sich, setzte sich auf eine Zinkkiste und nahm aus der Hand des Alten den Napf mit der dampfenden, dicken Suppe entgegen. Er öffnete eine seiner Westentaschen, holte einen kompakten Geigerzähler heraus und hielt ihn an die Suppe.

Der Greis machte eine Miene, als wäre man ihm mit einer Rasierklinge übers Gesicht gefahren. Aber er schwieg und setzte ein verkrampftes Lächeln auf.

»Iss nur, Taran, keine Angst. Das ist alles natürlich und stammt von hier. Die Pilze, die Kartoffeln – alles frisch geerntet!«

Aus der Dämmerung der Station tauchte nun noch ein weiterer Bewohner auf. Er trug ausgetretene Filzstiefel und eine abgetragene Steppjacke, die schon viel erlebt hatte. Er setzte sich in den Kreis und begann munter: »Sachar und seine Truppe weiden das Vögelchen bereits aus. Du schießt verdammt gut, Bruder. Hast den Bastard mit einem Schuss erledigt.«

Der kleine Mann – er hieß Karpat – bemerkte den schweren Blick des Stalkers und wechselte schnell das Thema.

»Die Galle verkaufen wir an die ›Stummel«, berichtete er begeistert. Die ›Stummel« waren ein Clan halbwilder, degenerierter Menschen, die in einem unterirdischen Museum unweit der *Moskowskaja* hausten. »Aus der Haut machen wir Stiefel. Und an Fleisch kommt da bestimmt ein Doppelzentner zusammen. Na, was sagst du, Großvater: Dieser ›Messerschmitt« wird nie mehr fliegen!«

»Bedank dich dafür bei Taran. Und hör auf herumzufaseln!« Der Alte warf ein neues Holzsplit ins Feuer und wandte sich dem Stalker zu: »Wir danken dir, guter Mann, für deine Hilfe. Ohne Expeditionen an die Oberfläche kämen wir, wie du weißt, nicht zurande. Holz ist derzeit im Handel nicht zu bekommen, da müssen wir eben hin und wieder unsere Nasen raus stecken ...«

Der Stalker kaute langsam sein Essen und starrte ins Feuer.

»Wenja Jefimtschuk haben wir wegen dieser abscheulichen Kreatur verloren. Das war ein Mensch!« Offensichtlich war der alte Palytsch in der Stimmung, um in Erinnerungen zu schwelgen, doch die gemütliche Atmosphäre verflüchtigte sich schnell, als der hagere Stationsvorsteher Nikanor an die Feuerstelle trat.

»Wie abgemacht«, sagte er spröde und stellte einen dicken Sack zu den Füßen des Stalkers ab.

Taran band ohne Hast den straffen Knoten auf und kippte den Inhalt nachlässig auf den Betonboden. Tabletten, Fläschchen und Verbandsrollen türmten sich zu einem bunten Haufen, aus dem der Stalker pedantisch einiges aussortierte

und zur Seite schob. Nachdem er weniger als eine Minute darin herumgewühlt hatte, packte er den größten Teil der Medikamente wieder in den Sack, erhob sich und warf ihn sich auf den Rücken.

»Hör mal, Taran ...« Der Alte wagte es nicht, dem Stalker in die Augen zu blicken. Einige Sekunden lang druckste er herum, dann seufzte er tief. »Das da sind fast alle Medikamente, die uns geblieben sind. Vielleicht können wir dich auch mit Essen bezahlen ... oder mit was anderem?«

Nikanor stand reglos da. Nur die Knoten in seinem Gesicht traten jetzt noch stärker hervor.

»Holt's euch doch bei den ›Stummeln«, erwiderte Taran barsch. Er warf ein paar Patronen für Kost und Logis in den geleerten Napf, ergriff sein Gewehr und verließ die Station.

Palytsch schlug fassungslos die Hände zusammen, Nikanor aber spuckte wütend vor seine Füße. Sein zorniger Blick blieb an Gleb hängen.

»Was glotzt du so, Nichtsnutz! Oder bist du mit deiner Arbeit für heute schon fertig? Dann kriegst du gleich noch was!«

Gleb stürzte auf den Eingang eines Nebenraums zu, um möglichst schnell aus den Augen des tobenden Vorstehers zu verschwinden. Er hetzte durch den engen Korridor, griff sich eine Schaufel von der Wand, sprang in die Einheitsstiefel, die von einer eingetrockneten Schmutzkruste überzogen waren, und kroch wie gewohnt in die Kloake hinunter. Von all der Aufregung und der Begegnung mit diesem furchtbaren Stalker schüttelte es den Jungen noch immer.

Fremden Dreck zu entsorgen war doch wesentlich vertrauter und ruhiger.

»Hallo! Hallo!«, brüllte Nikanor mit sich überschlagender Stimme in den Telefonhörer. Die Verbindung zur »Technoloschka« – so nannten sie die Metrostation bei der Technischen Universität – war mies wie immer. Von weitem drang manchmal eine Stimme durch die rasselnden Störgeräusche, aber der Stationsvorsteher konnte nicht einmal die Hälfte der Wörter verstehen.

»Ich wiederhole! Sie müssen hier an der *Moskowskaja* mit ihm sprechen. Er ist stur wie ein Ochse.« Nikanor lauschte angespannt in den Hörer, dann nickte er energisch mit dem Kopf. »Ja, ja! Schicken Sie sie los. Ich gebe der Patrouille Bescheid. Wir werden sie erwarten.«

Nikanor warf den Hörer auf die Gabel, ließ sich in den verschlissenen Sessel fallen und zündete sich eine Selbstgedrehte an. Das Telefon war wahrscheinlich das einzige noch verbliebene Zeichen von Zivilisation an der *Moskowskaja*. Wobei nicht einmal sie selbst das Kabel verlegt hatten, sondern die Masuten – die »Heizöl-Leute«. Diese lieferten auch den Strom für die wenigen armseligen Lämpchen, die die Station kärglich beleuchteten. Für das Licht verlangten sie einen Wucherpreis, was sie beim Volk nicht gerade beliebt machte. Nikanor konnte diese hinterhältigen Missgeburten nicht ausstehen, aber auch nichts gegen sie machen.

Er drückte den Zigarettenstummel aus und stand vom Tisch auf. Es war an der Zeit, sich um den Empfang der angekündigten Gäste zu kümmern.

Klack. Klack. Klack. Das Geräusch des auf- und zuklappenden Zippos bezauberte ihn. Auf dem polierten Feuerzeug

war deutlich das Relief eines zweiköpfigen Adlers zu erkennen. Manchmal, freilich nur sehr selten, erlaubte sich Gleb sogar, an dem Zündrädchen zu drehen. Dann beobachtete er entzückt die flackernde Feuerzunge. Sein Vater hatte gesagt, dass er mit dem Feuerzeug sparsam umgehen müsse, und Gleb hatte sich das fest eingepägt. All die Jahre, die seit dem Tod seiner Eltern vergangen waren, hatte sich der Junge keinen Augenblick von diesem schönen metallenen Schmuckstück getrennt. Es war die einzige Erinnerung an seine verlorene Familie. Und das Zippo funktionierte noch immer, wenn auch mit jedem Mal schlechter, und deshalb zündete es Gleb immer seltener an. »Der heimatische Herd.« Der Junge begriff nur dunkel, was dieser Ausdruck bedeutete, glaubte aber fest daran, dass er nun der Hüter eben dieses heimatischen Herdes war und dass seine Eltern, solange die Flamme des Feuerzeugs noch schwach erglomm, immer irgendwo in der Nähe sein würden.

Gleb merkte nicht, wie ihn der Schlaf übermannte.

Das Zauberfeuerzeug sprang an. Aus der Dunkelheit erschien ein Gesicht. Es war ihm so vertraut. Diese leicht zusammengekniffenen Augen und die widerspenstigen, herrlich duftenden Locken. Mutter ...

Ein heftiger Ruck an der Hand riss den Jungen aus seinem Halbschlaf. Gleb sah auf und erblickte den feisten Procha, der an der Station als Schlägertyp und Intrigant bekannt war. Procha drehte das Feuerzeug in seinen dicken Fingern und betrachtete die Beute. Etwas weiter entfernt hatten sich drei schmutzige Kerle – sein Gefolge – postiert und verfolgten mit dreckigem Grinsen, was ihr Anführer machte.

»Seht euch das an«, bemerkte der Dickwanst zufrieden und zeigte die Trophäe seinen Kameraden.

»Gib her!« Gleb sprang auf die Beine und starrte seinen Widersacher wütend an. »Das gehört mir!«

»Hol es dir doch!« Der Dicke grinste tückisch und hielt sich das Feuerzeug über den Kopf.

Gleb sprang um ihn herum und versuchte es zu erwischen. Die Kerle begannen zu feixen. Der Dicke war um einen Kopf größer als Gleb und etwa doppelt so breit. Gleb hatte keine Chance. Procha grinste zufrieden, und man konnte seine fauligen Zähne sehen.

»Gib schon her«, jammerte Gleb verzweifelt. »Das ist ein Geschenk von meinem Vater. Gib es mir sofort zurück!«

Der Dicke, des Spiels überdrüssig, rammte ihm seine feiste Faust ins Gesicht, so dass Gleb unsanft auf dem Betonboden landete. Er blutete aus der Nase und war den Tränen nahe. Verzweiflung und Kränkung überkamen ihn mit solcher Wucht, dass er auf der Stelle verschwinden wollte. Versinken. Diesen schrecklichen Ort verlassen. Um wieder mit seinen Eltern zusammen zu sein.

»Steh auf und wisch dir den Rotz ab!«

Gleb erschauerte beim Klang der unerwarteten, scharfen Worte. Im nächsten Augenblick begriff er, dass er die grobe Männerstimme schon einmal, erst vor kurzem, gehört hatte.

Verstört drehte er sich um.

Vor ihm stand der riesige, fremde Stalker. Anscheinend hatte er die ganze Zeit daneben gestanden und die demütigende Szene mitverfolgt. Gleb wagte es nicht, sich sei-

nem Befehl zu widersetzen, und sprang wie von einer Tarantel gestochen auf.

Wie hatten sie ihn genannt? Taran, Rammbock.

»Wovor hast du mehr Angst: dass du eins auf die Fresse kriegst, oder dass du dein Spielzeug verlierst?« Tarans grimmieriger Blick bohrte sich in Gleb, so dass der Junge sich nicht traute wegzuschauen. »Das ist *dein* Eigentum. Es gehört *nur dir, keinem anderen.*«

Der Stalker stieß diese harten Sätze hervor, als würde er sie mit einem Beil abhacken. Mit jedem Wort aber, das er sprach, kochte in Gleb anstelle der eben noch empfundenen Verzweiflung und Angst erbitterte Entschlossenheit hoch. Seine Hände ballten sich wie von selbst zur Faust. Im nächsten Augenblick schon sprang der Junge auf den Dicken zu und fletschte wie ein Raubtier die Zähne. Sein Körper reagierte ganz instinktiv. Mit beiden Händen krallte der Junge sich an den fetten Haaren seines Widersachers fest und stieß ihm mit aller Kraft seine Stirn ins Gesicht. Der Dickwanst wankte rückwärts, hielt sich mit den Händen den aufgeschlagenen Mund und heulte laut auf. Das Feuerzeug fiel auf den Bahnsteig. Gleb hob es auf und starrte Prochas Gefolgschaft hasserfüllt an: Hatte es noch jemand auf seinen Schatz abgesehen? Die Kameraden des Dicken wollten sich jedoch nicht mit ihm anlegen. Kurz darauf war von ihnen nichts mehr zu sehen.

Der Stalker verfolgte teilnahmslos, wie Gleb auf den Boden plumpste und seinen kostbaren Tand an die Brust drückte. Irgendetwas war seltsam an dem Jungen: Auf den ersten Blick war er ein Teenager, wie sie zu Dutzenden durch die Stationen liefen. Dreckige, zottige Haare, hohle

Wangen, dunkle Ringe unter den Augen. Ein schmutziger Junge mit Stupsnase. Also gab es eigentlich nichts, was ihn von der Gruppe seiner Altersgenossen unterschied. Außer diesem aufgeweckten, ungewöhnlich erwachsen wirkenden Blick. Und dann lag in seinen braunen Augen auch nicht jene erschöpfte Schicksals ergebenheit, die in dem Blick der meisten Untergrundbewohner durchschimmerte.

Gleichsam widerstrebend drehte sich Taran um und ging zur Feuerstelle. Die unruhigen Flammen beleuchteten den Kreis der Personen, die um das Feuer herumsaßen. Es waren viele Bekannte darunter, doch Gleb entdeckte auch ein paar neue Gesichter. Die Neugier ließ ihn die Aufregung von eben vergessen. Er steckte das Feuerzeug in die Tasche seiner zerrissenen Hose und schlich sich näher an das Feuer heran.

Die beiden Neuankömmlinge unterschieden sich von den Einheimischen durch ihre sauberen Sachen und die merkwürdigen, breiten Gürtel, an denen sie jedoch keine Waffen trugen, sondern verschiedenstes Werkzeug – Hämmer, Kneifzangen, Schraubenzieher. Das seltsame Pärchen war ganz offensichtlich von der »Technoloschka« gekommen.

Gleb hatte von dieser Station schon viele wunderliche Geschichten gehört. Man erzählte sich, dass es dort überall helles Licht gab und eine Menge verschiedenster technischer Anlagen und Werkzeugmaschinen. Schweinefarmen und Pflanzenzucht gab es dort angeblich überhaupt nicht. Die Masuten kauften alle Lebensmittel von anderen Stationen im Austausch für Waffen und verschiedene Apparaturen, die in der Wirtschaft benötigt wurden.

Den Vorsteher erkannte Gleb sofort. Es war der mit dem Bart und dem strengen Gesicht. Der Masut räusperte sich, tauschte einen flüchtigen Blick mit Nestor, der neben ihm saß, und wandte sich an den Stalker:

»Du bist also Taran?«

Der Stalker hielt die Hände an das gemütlich wärmende Feuer und überhörte die Frage.

»Du hast unsere Einladung nicht angenommen. Deshalb sind wir hier. Wie man so sagt: Wenn der Berg nicht zum ...«

»Wofür braucht mich die Allianz?«, unterbrach ihn Taran barsch. Der Masut hielt mitten im Wort inne, besann sich jedoch rasch und fuhr fort:

»Du bist schlau, Stalker. Ja, wir sind Repräsentanten der Primorski-Allianz, und wir haben eine Arbeit für dich.«

»Ich brauche keine Arbeit.«

»Gut.« Der Bärtige blickte finster. »Dann eben keine Arbeit ... Wir brauchen deine Hilfe, Taran. Es ist sehr wichtig für die Allianz. Für uns alle.«

»Was wollt ihr genau?« Der Stalker blickte den Masuten an wie eine lästige Fliege.

»Wir können hier nicht über alles sprechen ... Nur so viel: Es handelt sich um eine Expedition ... Wir halten dich für den geeignetsten Kandidaten, den Trupp zu führen ...«

»Wohin?«

»Nun ja ...« Der Bärtige holte tief Luft. »Nach Kronstadt.«

Der Stalker erhob sich schweigend und ging auf den Ausgang der Station zu. Die Abgesandten zuckten unruhig.

»Patronen, Stalker! So viel du tragen kannst!«

Die Bewohner lauschten gespannt den vergeblichen Überredungsversuchen der Gäste.

»Essen! Medikamente! Waffen!«

»Reg dich ab, Masut«, entgegnete Taran, ohne sich umzublicken.

»Ist das dein letztes Wort?«

»Geh zum Teufel.« Taran wandte sich um und starrte den Masuten boshaft an.

»Das ist jetzt sein letztes Wort«, kommentierte Palytsch grinsend.

Der Bärtige sank in sich zusammen, doch im nächsten Augenblick schnellte er wieder hoch und rief krampfhaft: »Die Allianz wird sich dankbar zeigen. Du kannst alles verlangen, Taran! Alles, was du willst!«

Der Stalker blieb stehen und dachte nach.

»Alles?«

»Alles, was in der Macht der Allianz steht.«

Langsam, wie in einem schrecklichen Traum, hob der Stalker die Hand ...

»Da, den Burschen dort.«

Der ausgestreckte Finger zeigte direkt auf Gleb.

Der Junge erstarrte. Entsetzen durchfuhr seinen Körper wie Schüttelfrost. Sein Mund fühlte sich trocken an. Wie durch einen Watteschleier hörte Gleb die Masuten mit dem Stationsvorsteher tuscheln. Nikanor fuchtelte mit den Armen herum und seine Schreie wurden immer lauter, bis der Junge deutlich vernahm:

»Wie könnt ihr nur so etwas vorschlagen! Zehn Kilo Schweinefleisch für einen Bengel! Wo hat man denn so was schon gehört?!« Nikanor blickte den versteinerten Gleb

an und schaute schnell wieder weg. »So viel, wie der Junge wiegt. Basta!«

An die weiteren Ereignisse erinnerte sich Gleb nur verschwommen, wie durch einen Nebel. Tränen brannten in seinen Augen: Tränen der Kränkung und der Angst. Fragmente, eines absurder als das andere, zogen wie in einem Stummfilm an ihm vorüber. Der alte Palytsch rannte empört zwischen Nikanor und dem Masuten hin und her, wobei er mal den einen, mal den anderen zornig anherrschte. Das Nachbarmädchen Nata heulte in den Armen der Mutter und schaute Gleb angsterfüllt an. Nikanor besprach mit gesenktem Blick die Details der Abmachung mit den Masuten. Dann baute sich die Gestalt des Stalkers vor dem Jungen auf:

»Du hast alles gehört, Junge. Deine Mitbewohner sind Dreck, die Luft hier ist Dreck, und deine Arbeit, wie ich gehört habe, ist auch der reinste Dreck. Viel ist hier nicht zu holen. Gehen wir.«

Gleb wischte sich die Tränen mit dem abgewetzten Ärmel ab, warf einen letzten Blick auf die Gewölbe seiner Station und folgte Taran mit schweren Schritten. Tief im Innern spürte er, dass er nie wieder zu seinem früheren Leben zurückkehren würde.

2

JAGDUNTERRICHT

Die Weggefährten passierten die Patrouille und betraten den schwarzen Schlund des Tunnels. Das behagliche Halbdunkel der Station blieb hinter ihnen zurück. Taran knips-te die Lampe an, und ein heller Lichtstrahl durchschnitt die Finsternis. Gleb musste unwillkürlich blinzeln. Dieses Licht war wesentlich heller als das der Lampen von der *Moskowskaja*. Mit sicheren Schritten begann der Stalker die Bahnschwellen entlangzugehen. Gleb trippelte hinterher und musterte vorsichtig die Einzelheiten der Umgebung, die in den Lichtkegel gerieten: die Rohrleitungen, aus denen Feuchtigkeit sickerte, das verschimmelnde Kabelgeflecht, die rostige Bewehrung der rissigen Wände. Die Weggefährten sprachen kein Wort, doch die Stille war trügerisch. Durch das gleichmäßige Fallen der Wassertropfen und das kaum vernehmbare Heulen des Luftzugs im Tunnel drangen bisweilen entfernte Geräusche, deren Natur Gleb nicht bestimmen konnte. Ihm wurde unheimlich. Er war zum ersten Mal im Tunnel, und das war kein angenehmes Gefühl.

Weiter vorn war eine niedrige Seitenstrecke zu erkennen, mit kleinen Stufen, die irgendwohin in die Dunkel-



Andrej Džakov

Die Reise ins Licht

METRO 2033-Universum-Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-07905-5

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Wie weit würdest du gehen, um das zu retten, was von der Menschheit übrig ist?

Die Welt ist zerstört, die Menschen haben sich tief unter die Erde zurückgezogen. Aufgewachsen in den U-Bahn-Schächten St. Petersburgs, erlebt ein zwölfjähriger Junge das Abenteuer seines Lebens: Als er eines Tages von einem mysteriösen Stalker beschattet wird, entdeckt er auf der Flucht vor seinem Verfolger ein finsternes Geheimnis...